

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt

93 (4.12.1846)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 4. Dezember 1866.)

Verantwortliches Redakteur: Milb. Brandstedt.

N^o. 93.

Die Entführung.

(Fortsetzung.)

Nähe am Ufer des Bodensees lag in jenen Zeiten ein alter Thurm, der bei Sturmfluth von dessen Wellen oft bespült wurde. Der Erbauer desselben, sowie auch der Zweck, zu welchem er erbaut, ist im Laufe der Zeit verloren gegangen; nur so viel hat sich in dem Klosterarchiv vorgefunden, daß er von einem Edelmann, Namens Willibald von Hooß, nebst verschiedenen Ländereien und Waldungen an das Kloster ist geschenkt worden. Dieser Thurm war von felsiger Bauart; er hatte acht Ecken und vier über einander erbauete verschiedene Räume, den untersten Raum, der aus einem Zimmer, einer Kammer und einer Küche nebst einem Holzgelass bestand, bewohnte in jener Zeit stets ein Gefangenwärter. Der zweite Raum, zu dem eine stille Wendeltreppe hinaufführte, bestand aus acht kleinen Gemächern, in welchen stets eben so viele Gefangene, dem Kloster zugehörend, jämmerlich ihr Leben vertrauerten. Der dritte Raum, mit vier großen Fenstern versehen, stellte eine Art von Gerichtssaal vor. Der vierte Raum war sehr niedrig, die Kuppel mit Blei gedeckt und diente bei Sommerzeiten für diejenigen, welche ihre Verbrechen nicht freiwillig eingestehen wollten, zu einem Qualgefängnis.

In diesen Thurm brachte man Emma, während Herrmann im Kloster gefangen gehalten wurde. Die Sonne, die ihre künftigen besseren Tage beleuchten sollte, schien für ewige Zeiten für sie untergegangen zu seyn.

„Wer, wenn Dich der Sauber im Leben verläßt,
Reicht freundlich die Hand Dir und milb?
Und hält sie so treu liebend fest,
Wenn rings sich der Himmel mit Sturm umhüllt?
Es ist die Hoffnung, die schön und licht
Der Zukunft heiliges Dunkel bricht.“

Die Gräfin von Waldburg und Vater Medardus, ihr Beichtvater, beschloßen indeß Emma's Tod; denn die stolze Gräfin glaubte, Herrmann würde so lange nicht ruhen, bis er endlich im Besitze Emma's wäre. Medardus selbst sollte das Werk zu diesem Morde seyn. — Dieser Mönch suchte den Untergang des ganzen Waldburgischen Hauses. Was ist wohl süßer als die Rache? sagte er, indem er unter den schottigen Linden seinem Kloster zuwandelte; — als ich vor dreißig Jahren vergebens mich um Deine Liebe bewarb, Du stolze Gräfin, und Du mich mit Stolz und Hohn zurückwiesest, da dachtest Du nicht, daß der, den Du verschmähest, einst die eigenen Waffen gegen Dich führen werde! Dein Stolz hat Dich in meine Hände gegeben, er strafe Dich! —

Eines Abends saß Brandt, der Gefangenwärter dieses Thurmes, in seiner Stube, die ebenfalls das Ansehen eines Gefängnisses hatte, als an der Thür geklopft wurde. Er begab sich hinaus. Die Frau Abtissin, sagte ein ihm bekannter Klosterknecht, schickt hier einen neuen Beichtvater; mit dem Zweck seines Hierseyns wird er euch selbst bekannt machen. Die Frau Abtissin wünscht, daß ihm in Allem Folge geleistet werde.

Verlegen nöthigte Brandt den Gast in seine Stube und

entschuldigte sich, daß er ihn nicht gleich auf den Saal führen könne, indem eine der Gefangenen denselben auf einige Tage bewohnen müsse, da deren Kerker einer Reparatur bedürfe.

„Wie nennt sich die Gefangene?“ fragte Medardus.

„Sie führt den weltlichen Namen Emma, ist weder Nonne noch Novize, trägt auch weltliche Kleider.“

„So,“ antwortete Medardus, „nun dieselbe ist es, der ich eine Beicht abzunehmen gedenke.“

„So will ich gehen, und sie darauf vorbereiten.“

„Damit hat es keine Eile, ich selbst bin noch nicht gehörig darauf vorbereitet.“ Hiermit nahm er auf einer Bank seinen Platz. Hier saß er länger denn eine Stunde unbeweglich, das Kinn ruhte in der Hand und die Augen am Boden.

„Wollt ihr die Beichte vielleicht bis nächsten Morgen verschleppen?“ fragte Brandt. „Bis zur Stunde der Mitternacht,“ antwortete Medardus.

„Sagt einmal, Brandt, was haltet Ihr von der Dirne?“

„Ich halte sie für die reinste Unschuld, die jemals unter diesem Dache athmete.“

„Ich hätte Euch mehr Menschenkenntnis zugetrauet,“ entgegnete hochhaft lächelnd Medardus, „doch diesmal seid Ihr zu entschuldigen; denn die Dirne ist eine Zauberin. Sie hat durch übernatürliche Mittel das Herz eines jungen Grafen an sich zu ziehen gewußt, und wenn ich mich nicht sehr irre, so seid auch Ihr schon in ihre Satansstricke verfallen.“

Dieser verruchte Kunstgriff war hinreichend, um das blöden rohe Rechtlichkeit des Gefangenwärters damit unter die Füße zu treten; überrascht trat er einen Schritt zurück, und kreuzte und segnete sich.

„Was würdet Ihr nun thun, wenn Ihr ein solches Unkraut, das Alles um sich her vergiftet, in Eurem Garten wüßtet?“

„Ehrwürdiger Vater,“ entgegnete Brandt, „darüber habe ich noch nie nachgedacht, hab' um die verderblichen Zauberkräfte mich noch nie bekümmert, das überlaß ich Eurem bessern Verstande.“

„Glaub' es gern; doch sagt, muß eine solche Pflanze, wenn sie nicht Alles zernichten soll, nicht angerottet und durch Dolch und Feuer zernichtet werden?“

Brandt zog sich einen Schritt nach dem andern mehr und mehr an die Wand zurück und verstummte.

„Seht,“ fuhr Medardus fort, indem er einen glänzenden Dolch unter seinem Gewande hervorzog, — „seht! mit diesem Dolche komme ich direkt von Rom, ihn hat der heilige Vater selbst am Hochaltar im St. Peters-Dom zu diesem wichtigen Geschäft eingeweiht und mir überreicht, mit Klugheit und im Namen des Herrn damit zu walten.“

„Jetzt laßt uns gehen,“ sagte Medardus weiter, „die Stunde der Mitternacht muß vorüber seyn, und die Nacht der bösen Geister ihre Endschaft erreicht haben.“

Beide machten sich nun, nachdem Brandt zuvor nachgesehen, ob alle Thüren gehörig verschlossen und verriegelt waren, auf den Weg. Medardus bemerkte die Unruhe des Gefangenwärters, er gab ihm daher zu bedenken, „daß, eine Zauberin mit einem geweihten Werkzeuge zu tödten, kein Mord sei.“

„Ihr mögt Recht haben, Ehrwürdiger,“ entgegnete Brandt; „allein Ihr wollt auch bedenken, daß mein schwacher Verstand

so etwas Außerordentliches nicht so leicht fassen kann. Wist Ihr was? Laßt mich bei dem Handel ganz aus dem Spiele, nehmt die Laterne und den Schlüssel und steigt die Wendeltreppe hinauf; wenn Ihr die letzte Stufe erreicht habt, steht Ihr vor der Thüre des Saals, in welchem die Jungfrau schläft.“

„Nun,“ erwiderte Medardus, „so bleib hier, ich will gehen und versuchen, was ich mit Gottes Hilfe zu thun vermag.“

So hatte es Medardus gewünscht; er wollte keinen Zeugen bei der gräßlichen That; allein wollte er sie vollbringen, und erst wenn sie geschehen, dann sollte Brandt den Leichnam in den See tragen. Von Seiten der Nebelstirn mußte ihm dann ein ewiges Stillschweigen auferlegt werden, so hatte er sich's ausdankt.

Mit Laterne, Schlüssel und Dolch bewaffnet stieg er nun vorsichtig die Treppe hinauf. Leise drehte er den Schlüssel um, die Thür that sich eben so leise auf und mit zwei Schritten stand er in dem runden Saale. Mit der größten Anstrengung hielt er den Athem an und warf nun beim schwachen Dämmerlichte spähende Blicke in dem oben Raume umher, da gewahrte er hinter der Tafel zwei Armsessel umgekehrt am Boden liegend, und hinter denselben auf dem Fußboden die Matrage. Auf den Sesseln schlief er nun näher und erblickte ruhig schlafend die Jungfrau. Das Angesicht derselben war nach der Wand gekehrt, so daß er es nicht sehen konnte ohne geradezu den ganzen Lichtstrahl darauf fallen zu lassen. Ihre linke Hand ruhte auf der Hüfte, und eine Fülle schöner brauner Locken umringelte Nacken und Brust. Wenige Sekunden stand Medardus, nicht eigentlich im Anschauen der jugendlichen Schönheit versunken, seine bessern Gefühle waren dafür erstorben, er lehgte nur nach dem Blute der Unschuld, und schon bewegte sich der glänzende Dolch in seiner Hand, schon zuckten sich seine Finger krampfhaft zusammen, als durch eine unwillkürliche Bewegung das schöne Antlitz der Jungfrau sich mehr zu ihm hinkehrte. Obgleich der Pfeil des Todes in seiner Hand war und das Opfer machtlos zu seinen Füßen lag, so schreckte er doch furchtbar zusammen, denn der innere, unsichtbare, unbestechliche Richter lebte noch und mahnte an die Ewigkeit. Doch eben so rasch sagte er sich auch wieder, und schon stand er im Besitze des Gräßlichen zu vollbringen, als abermals der Schein der Laterne, die er in seiner Linken hielt, auf das blühende Angesicht fiel. Der zweite Schreck übertraf den ersten bei Weitem, denn er erblickte bekannte, verwandte Züge, wovon sein Innerstes erbebte und das Blut in den Adern zu stocken schien. Allmächtiger Gott! zuckte es unwillkürlich durch alle seine Glieder — wenn es eine Möglichkeit wäre, und — könnte es die nicht seyn? setzte er hinzu. Zu gleicher Zeit fiel sein Blick wieder auf die linke Hand der Schlafenden, welche ebenfalls durch die Bewegung eine andere Lage bekommen hatte. Blendwerk! abschauliches Blendwerk! dachte er, denn er erblickte an einem Finger derselben einen kostbaren Diamantring, täuschend ähnlich demjenigen, den er einst am Altare als Zeichen ewiger Treue und Liebe verschenkt hatte.

Immer starrer hielten sich sein Blick auf den Ring und mit jedem Augenblicke wurde es nun gewisser, daß es derselbe war, den er einst seiner Braut Menegilde von Eichen gab. Gerechter Gott! rief er halblaut, was wollte ich thun! Durch ein Geräusch, welches er dabei verursachte, schlug Emma heftig erschrocken die Augen auf, und vor ihm saß in verjüngter Gestalt Menegilde von Eichen.

(Fortsetzung folgt.)

† Jung gewohnt, alt gethan.

Wer sich mit Ausmerzung unserer Sprichwörter beschäftigt, würde die Ueberschrift dieses Artikels nicht paßiren lassen. Beobachten wir zwei Menschen, welche als Knaben und Jünglinge aufs innigste vertraut waren, wie sie als

Männer sich begegnen, wie sie sich oft verfolgen und hassen, wie sie sich vor den Gerichten herumziehen und keiner zur Untergrabung des Andern ein Mittel unverdacht läßt, so können wir unmöglich an die Wahrheit des Sprichworts: „jung gewohnt, alt gethan,“ glauben. Betreten wir eine Kanzlei und treffen einen neuangestellten Beamten, so verlassen wir dieselbe selten, ohne bei uns selbst zu denken: neue Besen kehren gut. Kommen wir in dieselbe Kanzlei, zu demselben Beamten nach 20 und mehr Jahren, so erkennen wir gar oft den frühern strengen Herrn nimmer in ihm. Prüft Jeder sich selbst, so findet er, daß jedes Jahrzehend des Menschen Thun und Lassen, Denken und Handeln umwandelt. Siehst du einen Knicker, einen Kimmichpalter von 50 Jahren, so wirst du wohl schwer glauben, wenn ich dir sage: dieser Mensch, der jetzt vor dem Armen und Dürftigen die Thüre riegelt, bettelte mit Thränen in den Augen als Knabe bei seiner Mutter für jeden Hülfsheischenden. Siehe den Verbrecher, den man zum Richtplatz führt: er verschmäht jede Tröstung der Religion und stirbt, Gott und der Welt fluchend. Und doch ist es derselbe, der als Knabe mehr und lieber als jeder seiner Gespielen betete. Das zärtliche Ehepäarchen, welches sich jetzt inniger als ein Paar Turtelstübchen zusammenschmiegt und in gegenseitiger Liebesgluth wie Butter am Feuer zu zerschmelzen in Gefahr zu seyn scheint, wirst du nimmer erkennen, wenn du es, nicht etwa nach 30, sondern schon nach 5 Jahren wieder betrachtest. Da umschließt der holden Frau weiche Hand nimmer die des geliebten Gemahls; da steht du sie zur Faust drohend geballt. Der Blick, vor welchem sein Herz in Wonne zerfloß, spricht Groß und Haß, und das Haus, das von Küßen wiederhallte, wiederhallt nur noch von Schimpfworten und Verwünschungen. Sieh' jene Alte, wie sie sich hundertmal in der Kirche bekreuzt, wie fromm sie ihre Augen zum Himmel aufschlägt, wie ihre Lippen unablässig sich bewegen und eine Perle um die andere an der Schnur ihres Rosenkranzes hinaufsäkt, wie sie andächtig seufzend ihr Haupt hin- und herwiegt und wie sie auf Erden nichts mehr liebt als ihr fassungsgebunden's Gebetbuch: wer möchte glauben, daß sie in ihrer Jugend nur der Venus Epitragia, nur der ziegenbockreitenden Göttin der Liebe huldigte. Wo bleibt da die Wahrheit des Sprichworts: „jung gewohnt, alt gethan?“ — Wie oft ist nicht schon aus einem jugendlichen Verbrecher der reblichste Mann geworden? Wäre das Sprichwort wahr, so wäre solches nie möglich gewesen. Es ist und bleibt einmal so auf Erden, daß nichts dauernd ist, als der Wechsel. Darum wird oft aus dem bravsten Jüngling ein alter Schurke, aus dem züchtigsten Mädchen ein lusternes treuloses Weib, aus dem lebenswürdigsten Putzen ein herzloser Tyrann, aus dem menschenfreundlichsten Jüngling ein graubärtiger Menschenfeind. Wer an das Sprichwort: „jung gewohnt, alt gethan,“ glaubt, der mag einen gut österrreichlich gestinkten Fleck im Herzen haben. Es verhöhnt den menschlichen Willen, denn so groß auch die Macht der Gewohnheit seyn mag, so müßten wir doch den freien Willen wogleugnen, wenn wir behaupten wollten, es stehe nicht in unserer Gewalt, dieser Macht der Gewohnheit zu trotzen. In der Jugend pochen wir auf unsere Freiheit und glauben für uns selbst am stärksten zu seyn und Anderer nicht zu bedürfen; im Alter suchen wir Freunde und Helfer. In der Jugend haschen wir nach den starkduftenden Blumen der Lust und jagen nach rauschenden Freuden; im Alter ist uns das Riste, einsame, warme Stübchen lieber als aller Tanz und alles Spiel. In der Jugend schloßen wir gewissenlos auf unsere Gesundheit los; im Alter schätzen wir sie als höchstes Kleinod des Lebens. In der Jugend scheint uns keine Hoffnung zu fäh'n, kein Wunsch zu verweigen; im Alter ziehen unsere Wünsche und Hoffnungen immer engere Kreise. Wo bleibt die Wahrheit des Sprichworts: „jung gewohnt, alt gethan?“ —

† * Nikolaus Tag.



„Wahrheit gegen Freund und Feind!“
— Schiller.

Nicht nur Menschen, sondern auch Sitten macht das Alter ehrwürdig. Zu diesen Sitten zähle ich die vom Christgeschenk beinahe gänzlich verdrängte, mehr als 14 Jahrhunderte hindurch — (seit der Reformation aber fast nur an katholischen Orten) üblich gewesene Verabreichung des Nikolausgeschenkens. In mehreren Lokalblättern des Oberschwabens war insbesondere vor einem Jahre der Wunsch, daß das Nikolausgeschenk durch das Christgeschenk verdrängt werden möchte, angelegentlich ausgesprochen. Ob dieser Wunsch der Toleranz confessioneller Association entsprungen, oder ob er wirklich aus der Ansicht hervorgegangen sei, es seien ungleich triftigere Gründe für Verabreichung des Christgeschenkens, als für die des Nikolausgeschenkens vorhanden, — dies will hier nicht untersucht werden. Hier sei mir nur erlaubt, die schon oft laut gewordene — aber grundlose — Behauptung zu berücksichtigen: „Man wisse eigentlich gar nicht, warum man ein Nikolausgeschenk gebe; es habe daher im Grund genommen und namentlich im Verhältnis zum Christgeschenk gar keinen Sinn.“ Das wäre doch schmachvoll für das Herz und den Kopf der Menschen, wenn sie 1400 Jahre lang einen Freudentag der Kinder gefeiert hätten, dessen Wahl sinnlos und ohne Veranlassung gewesen wäre.

Zur Zeit des römischen Kaisers Diocletian — so erzählt die fromme Sage — lebte in Lycien ein Bischof voll Tugend und Gottesfurcht. Sein Name war Nikolaus. Jeden seiner Schritte bezeichnete eine Wohlthat, die er seinen Mitmen-

schen spendete. Bei ihm fand der Belämmerte Trost, der Erkrankte Pflege, der Hungerige Speise, der schuldblos Gefangene Fürbitte bei seinen Richtern, der müde Pilger Ruhe und das Evangelium selbst unerschütterlich treue Verkündigung seiner heiligen Lehren. Als einem Manne voll Erfahrung, der einen sehr großen Theil der damals bekannten Welt bereist hatte, war es seine ihm angelegenste Sorge, seiner Gemeinde Seelsorger voll Kenntniß und Rechtschaffenheit zu geben. — Um dieselbe Zeit lebte ein Edelmann mit seiner frommen Gattin in kinderloser Ehe. Sie fürchteten in ihrer schmerzlichen Lage zum Gebet und baten insbesondere den heiligen Nikolaus um seine Fürbitte. Dieser Fürbitte schrieben sie es zu, als sie der Himmel endlich mit einem Sohne beglückte, und fortan feierten sie alljährig ein Freudentag zu Ehren des heil. Nikolaus, indem sie den Dürftigen Gutes thaten und arme Priester zu einer frohen Mahlzeit luden. Der Ruf des Heiligen aber umschloß täglich einen größern Kreis von Verehrern. — Die fromme Sage berichtet ferner: Ein armer Edelmann hatte drei Töchter. Alle waren heiraths ählig; aber die Armuth verhinderte den Vater, sie standesgemäß auszustatten und er meinte, es würde ihnen zuletzt nichts übrig bleiben, als das traurige Loos, den süßen Namen der Liebe zu verkaufen. Die Töchter voll Reinheit des Herzens, flüchten zu Gott, daß er sie vor solcher Schmach bewahre. Der heil. Nikolaus, der der Erde reicher Eltern war, vernahm die Kunde von den Klagen und von der Tugend der Töchter des Edelmannes und beschloß, den Jungfrauen unversehrt — wie allen Dürftigen, denen er beistand — zu helfen. Er füllte eine Börse mit Gold, wandelte leise zur Nachtzeit an des Edelmanns Wohnung vorüber, schob die Börse zu einer Fensteröffnung hinein und ging seines Weges. Der Junker glaubte, der Himmel selbst habe ihm das Gold durch die verschlossenen Thüren und Fenster hineingesendet, und er beehrte sich, seine älteste Tochter auszustatten und zu verheirathen. Kaum war die Heirath vorüber, so spendete der menschenfreundliche Bischof auf dieselbe Weise, wie früher, eine goldgefüllte Börse, und wiederholte dieses Geschenk auch zur Ausstattung der dritten und jüngsten Tochter. — An diese Berichte der frommen Sage knüpft sich die uralte Sitte des Nikolausgeschenkens. An das Geheimniß, unter dessen Mantel der fromme Bischof die Kinder des armen Edelmanns eben so zartfähernd als anspruchslos erfreute, knüpft sich der Gebrauch, den Kindern, während sie schlummern, ihr Nikolausgeschenk in der Stille der Nacht zu bereiten; denn je unerwarteter eine Freude kommt, desto mehr beglückt sie das Herz.

So wurde die Feier des Nikolaustages das was sie ist oder vielmehr war: die Erinnerung an einen Mann, der schon als Kind, wie aus der Legende hervorgeht, den übrigen Kindern in der Frömmigkeit, als Jüngling seinen Gespielen im Fleiß und in der Arbeit als Beispiel vorleuchtete, und als Mann zu seiner Zeit seinen Mitmenschen im Handel und Wandel, in Wort und That, als nachahmungswürdiges Beispiel in allen Beziehungen voranging. Das Andenken an einen solchen Mann zu begeben, ist daher nichts sinnloses, und in jedem Fall nicht minder sinnvoll als Duzend Denkmale, die in unsern Tagen errichtet werden. Auch erhebt aus den obigen, der frommen Sage der Vorzeit entnommenen Berichten aus dem Leben des heil. Nikolaus, daß es keinesweges ohne Sinn war, wenn man seit ältester Zeit den dem Andenken an den frommen Bischof von der Kirche bestimmten Tag zu einem Freudentag für Kinder machte.

Einsätzig dagegen ist es, wenn man den Kindern den heil. Nikolaus als ein schauderhaftes Wesen, etwa wie unser Bild es zeigt, vorstellt, während er doch, wie wir oben bewiesen haben, ein sehr gutherziger Mann war.

Mus der guten alten Zeit.

Der jetzt nach Stuttgart (in A. Becker's Verlag) übergegebene „Schwaben-Kalender für das deutsche Volk“ enthält einen ganz merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte aus dem 17. Jahrhundert. Die adeliche Herrschaft Harbenberg erließ nämlich am 10. März 1665 eine Haus- und Hofordnung für ihre gesammte Dienerschaft, in deren Eingang schon der Dienerschaft erklärt wird, daß sie „allzumal grobe, ungehobelte, dumme, unachtsame Kerle“ wären, in deren Verlauf aber vollends die Exzellenz den Dienern mit Lebens- und Sittenregeln so „väterlich“ an die Hand geht, daß wir nicht umhin können, zur Erbauung unserer Leser Einiges daraus auszuheben. „Wer nichts aus der Predigt behält“, heißt es z. B. in dieser Haus- und Hofordnung unter Anderem, „der soll wie ein Hund liegend auf der Erde sein Mittagsbrod fressen. Wer flucht, eine Stunde lang mit bloßen Knien auf einem scharf gehobelten Brette knien. Wer das heilige Abendmahl, wenn es ihm angelagt ist, versäumt, soll mit schwerem Gewichte belastet auf dem Eisl reiten oder auch die Peitsche erhalten. Wer in Peitsche guckt, wenn sie auch offen daliegen, soll drei Tage nach einander die Bastonade erhalten und fortgejagt werden. Wer die Zeit verschläft, dem soll sein Kamerad die Hosen glatt anziehen und ihm Jeder sechs Hiebe geben. Die Speisen sind in guter Ordnung, ohne etwas zu verschütten, aufzutragen, die Schüsseln mit Reverenz wieder abzunehmen. Wer aber nascht und Rist, Maul und Finger in allen Schüsseln hat, soll gezwungen werden, zur Vertreibung seines Appetits heiße und brennende Speisen zu fressen. Jeder ist schuldig, auf erhaltenen Befehl hervorzutreten, und deutlich und laut das Tischgebet zu beten. Wer stockt, empfängt sechs spanische Nasenstüber. So einer mit ungewaschenen Händen aufwartet, soll sich gebärden, als wenn er sich wäsche, während Einer ihm Wasser auf die Hände gießt, ein Anderer aber sie ihm mit zwei scharfen Ruten so lange abtrocknet, bis sie wohl bluten. Dergleichen wer ungeläutet aufwartet, solcher sollte im Stall mit dem Pferde-riegel in harter Aufsehung des Hofmeisters tüchtig gestriegelt werden. Wer ein Glas übervoll einschenkt, und es dann mit seinem eigenen Maul abtrinkt, erhält zwanzig Hiebe nach der Peitschenordnung. Wer unreine Gläser präsentiert, kann wählen zwischen vier Ohrfeigen oder sechs italienischen Nasenstübern. Dieweil es ein unleidentliches Werk sei, wo die Bedienten langsam essen, so soll Denen, die länger als eine Viertelstunde damit zubringen, das Essen vor dem Maul weggenommen werden. Wer die vorgesezte Speise nicht essen will, fastet die folgenden 24 Stunden ganz und gar. Wer mit schmierigen, zerrissenen Kleidern aufwartet, wird Speiseruthen gejagt. Haben sich Zwei geprügelt, so sollen sie ihre Sache noch einmal mit dem Stecken ausmachen, in Gegenwart des Hofmeisters, und wer den Andern schont, Peitschel erhalten.“

Miscellen.

Der ist in einem großen Irrthum befangen, welcher meint, daß die redlichen Bestrebungen eines Mannes für Recht, für Volksfreiheit und Wahrheit eine allgemeine Anerkennung finden müssen. Wer es gut und ehrlich damit meint, der glaubt gewöhnlich, die Leute werden das einsehen und ihm zustimmen; aber die Erfahrung aus allen Zeiten beweist das Gegentheil. Man hat den Kaiser Joseph verlästert, verschlimpft und gehaßt. Darüber muß man sich aber gar nicht wundern. Die Menschen sind von Natur conservativ. Sie lieben, wie viel sie auch davon schwärzen, den Fortschritt zum Bessern selten aufrichtig. Viele lieben ihn darum nicht, weil ihr Vortheil mit dem bestehenden Unrecht eng verbunden ist; die Meisten aber aus Trägheit und Gewohnheit. Jede Verbesserung von

Uebelständen ist mit einiger Unbequemlichkeit verbunden, und man fühlt dann diese Unbequemlichkeit viel empfindlicher, als den Uebelstand, an den man schon lange her gewöhnt war. Den Menschen, diesen Gewohnheitsgeschöpfen, sind darum die Worte: Reform, Verbesserung, Keuerung, wie Gift und Galle.

Ein Sauer, der sich bessern will. Ein Bettler hat unlängst einen spazierenden Rittmeister in der Au in Preßburg um Almosen und sprach: „Ich habe keinen Kreuzer zu Brod, um meinen Hunger stillen zu können, mein fester Entschluß gereicht mir zum Verderben.“ — Dem um Almosen angesprochenen Rittmeister fielen die Worte an. „Was will Er damit sagen?“ — „Ich habe ehemals das schon sehr herabgekommene Messer eines Deutelschneiders betrieben, welches ich aber bei dem Umstande, daß die meisten Deutel jetzt leer sind, und man mich auch außerdem im hiesigen Arbeitshause auf eine nützliche Beschäftigung aufmerksam gemacht hat, auf den Nagel gehängt habe, und nun aus dem Grunde meines Herzens verabscheue. Heute bin ich entlassen worden, und bis ich Arbeit irgendwo bekomme, bitte ich einstweilen um Etwas für meinen ungestümen Magen.“ — „Beharre er bei seinem Entschlusse, komme er ja nicht wieder auf böse Gedanken, das Uebrige wird sich schon geben; hier hat er einen Zwanziger, damit er zu zehren hat, bis sich ihm eine Arbeit trifft.“ — Voll Erstaunen und tiefer Erkenntlichkeit für die Gabe des mitleidigen Mannes beugte und krümmte sich der Arbeitshauszögling und versuchte die Hand seines Wohlthäters zu küssen, und mit vielen Bücklingen sich zu entfernen. Nach ein paar Stunden griff der Rittmeister nach seiner Uhr, und steh' da, sie war entwendet, während dem Handkuß des Gebierrten.

Moritätenkästlein.

†† Ein Bettler redete einen Hauptmann an: „Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiger Herr — Sie haben mir einst das Leben gerettet.“ — „Ich Dir?“ — „Ja wohl, ich war Soldat in Ihrer Kompagnie, und als Sie in der Schlacht bei Jena aus dem Staube machten, war ich der Erste, der Ihre Beispiel folgte; und so ward ich gerettet.“

†† Ein junger Mann, der des Guten bei dem berühmten Weinhändler Dunder in Berlin zu viel genossen und sich im Saale höchst unanständlich aufführte, fragte den Wirth, wie er am Billigsten mit der Eisenbahn nach Potsdam kommen könne. Dunder antwortete ihm Dunder: Sie nehmen ein Paket als Schwein für 2 Sgr. und eins als Hund für 3 Sgr. und fahren für 5 Sgr. als Schweinhund hinüber. —

†† Als ein Fremder Wien verließ, sagte er zu seinem Nachbar, einem Oesterreicher, im Postwagen: Ach eine herrliche Gegend, Alles romantisch. — Dittschön, E. W. Gnade. Nir romantisch — Alles österreichisch.

†† Der Kapellmeister K. in Wien hatte auf einem Koffert einige silberne Löffel verschwinden lassen. Als man Saphir dieses erzählte, bemerkte er, es sei eine Verleumdung, der Kapellmeister habe wahrscheinlich nicht gewußt, daß es Silber sei und es für Composition gehalten.

Zogogryph.

Was sich regt im weiten Kreis der Erden
Freut sich mein und hängt treu an mir,
Wenn auch öfter Trübsal und Beschwerden
Trüben dieses heit'ren Daseyns Zier. —
Ob die Zukunft uns're Wünsch' erfüllt,
Bleibet rückwärts in 2. 1. gehüllt.

Auflösung der Charade in No. 92:
W i n d s p i e l.